

Goethes Vision in Hechtgrau mit etwas Gold

Autor(en): **Bürgi, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Brunnen.

Denkst du des Brunnens in der Gasse,
Der unre Nachbarhändler Ichied? —
Du weißt es nicht, wie tief ich hatte
In stiller Nacht sein klanglos Lied . . .

Ich hör' den ew'gen Brunnen laufen —
Ich weiß, die Quelle, die uns quoll,
Wird einst auch unre Enkel taufen,
Bis auch ihr Becher übergroß . . .

Dann lauschen sie im tiefsten Leide
Dem tiefen Brunnen — Dach an Dach —
Und liegen traumlos, wie wir beide,
In namenlosen Schmerzen wach . . .

Carl Friedrich Wiegand.



Goethes Vision in Hechtgrau mit etwas Gold.

Von Prof. Dr. Emil Bürgi, Bern.

Die Frage, ob Goethe an Halluzinationen gelitten habe, mag vielen als eine müßige erscheinen. Ich gestehe, ich hätte sie auch nie in die Welt geworfen. — Da sie aber nicht nur aufgestellt, sondern sogar — und mit einem Scheine von Recht — bejaht worden ist, und die Halluzinationen Goethes seit längerer Zeit in verschiedenen Lehrbüchern der Psychiatrie, in wissenschaftlichen und populären, halbärztlichen halbphilo-

sophischen Abhandlungen als Tatsache, über die überhaupt nicht mehr diskutiert wird, spuken, dürfte es sich vielleicht lohnen, das Gespenst etwas zu beleuchten. Verschwindet es dann, so wissen wir, daß es eben nur ein Gespenst gewesen ist.

Es handelt sich also für mich vorerst nicht darum, eine Frage in diesem oder jenem Sinne zu beantworten, sondern eine sogenannte feststehende Tatsache wieder in eine Frage umzuwandeln und diese dann nachträglich ihrer Lösung entgegenzuführen.

Die Erkenntnis des wirklichen Sachverhaltes hat nun in dem vorliegenden Falle nicht nur einen bescheidenen, in sich beruhenden Wahrheitswert, sie kann für allgemein interessierende Auffassungen einige Bedeutung gewinnen.

Der Zusammenhang zwischen Irresein und Genialität, der schon seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden (Shakespeare, Plato und andere) klar erkannt und in bestimmten Worten ausgesprochen worden ist, und den in unserer Zeit namentlich Lombroso betont und scheinbar wissenschaftlich — in Wahrheit unwissenschaftlich genug — zu beweisen gesucht hat, kann nicht geleugnet werden. Es bleibe vorläufig dahingestellt, ob er bei den außerordentlich verschiedenen Graden und Formen von genialer Veranlagung in gleichem Maße — ja ob er überhaupt in jedem Falle vorhanden ist; er ist leider schon so allgemein bekannt und anerkannt, daß nachgerade jeder mittelmäßige Künstler und eingebil­dete Gelehrte meint, er müsse sich eine Zeitlang in ein Irrenhaus sperren oder doch wenigstens isolieren lassen, um der Mitwelt zu beweisen, daß er etwas vom Genie an sich habe. Trotz dieser Einsicht schädigt es auch heute noch das Ansehen eines großen Mannes und seiner Werke, wenn Zeichen geistiger Krankheit aus seinem Leben bekannt werden. Wer sich daher über das bescheidene Los, das ihm von der Natur zufiel, nicht so sehr ärgert, daß er das Genie mit Wonne als wahnsinnig und daher wenigstens nach dieser einen Seite als unter ihm stehend empfindet, dem ist es eine große Genugtuung, die Lebensbilder genialer Menschen zu verfolgen, deren intellektuelle Klarheit den Gedanken an eine krankhafte Anlage gar nicht aufkommen läßt. Man wird uns vielleicht einwenden, der objektive Beurteiler könne die Werke eines großen Mannes nach ihrem wahren Werte würdigen, möge er wissen, daß es die Schöpfungen eines Geisteskranken sind oder nicht. Die Blume im Sumpf bleibe für den gerechten Beobachter dennoch eine Blume. Aber diese erhabene Spezies Mensch der reinen Objektivität gibt es ja gar nicht. Das Bewußtsein, die Werke oder Taten eines Geisteskranken vor sich zu haben, trübt das Urteil eines jeden. Sie leiden unter dem Fluche eines allseitigen, andauernden Mißtrauens. Der Gegner hält es nicht für nötig, über die Ansichten eines Irren zu diskutieren, der Anhänger hat ein

Gefühl der Unsicherheit in seiner Parteinahme, das ihn in der Verteidigung schwächt, der sogenannte Neutrale nennt das, was ihm paßt, genial, und das, was ihm zuwider ist, verrückt. In dieser Hinsicht ganz besonders lehrreich ist der Fall Nießsche, aber es fehlt hier überhaupt nicht an Beispielen. So nennt es Lombroso ein Zeichen von Verrücktheit, wenn Schopenhauer — in seiner Philosophie ausgesprochener Idealist — gegen die Materialisten zu Felde zieht. Man muß diese Stelle gelesen haben, um die Argumente in ihrer ganzen Wichtigkeit würdigen zu können. Aber auch gerechter und gescheiter urteilenden Naturen widerfährt ähnliches, wenn persönlicher Haß ihre Auffassungen trübt.

So findet Möbius (in seinem Buche „das Pathologische an Nießsche“) den Napoleonkultus Nießsches widersinnig, „weil Napoleon ja doch Epileptiker gewesen sei“. Es lohnt sich wirklich, solche Logik etwas tiefer zu hängen. Entweder glaubt Möbius, der große Napoleon sei zufällig auch noch Epileptiker gewesen, dann scheinen die Taten des Kaisers nur um so bewunderungswürdiger, oder Möbius glaubt, was der Stelle nach wahrscheinlicher ist, in diesem Falle an einen ursächlichen Zusammenhang der epileptischen und der genialen Anlage und verlangt nun tatsächlich, man solle den Gewaltigen nicht bewundern, weil er an einer mit seiner Genialität notwendig verknüpften Krankheit gelitten habe. Eine solche Art, das Genie unter allen Umständen zu diskreditieren, ist schon beinahe genial. Weiter kann es das geistreichelnde Talent in der Verdächtigung des wahrhaft Großen nicht mehr bringen.

Es fragt sich zu alledem, ob die Diagnose Epilepsie bei Napoleon, die auf spärliche, unklare und zum Teil aus persönlicher Gehässigkeit fließende Angaben zurückzuführen ist, einer wissenschaftlichen Kritik standhält. Ich möchte den deutschen Normalprofessor sehen, der in so vielen Feldzügen nicht auch einmal einen Ohnmachtsanfall erlitten hätte und von Zeit zu Zeit von einem tiefen und lange dauernden Schlaf befallen worden wäre! — Ich habe mich lange bei diesem Beispiel aufgehalten, weil es uns besser als irgend ein anderes zeigt, daß selbst so weitblickende Forscher wie Möbius von einer persönlichen Antipathie geleitet einem großen Manne die der Genialität beigefesselte geistige Krankheit zum Vorwurfe machen und allen Ernstes verlangen, man solle den ersten Napoleon wegen seiner nicht einmal erwiesenen Epilepsie nicht bewundern dürfen.

Weitere Belege, um zu zeigen, wie sehr die Annahme psychopathischer Anlagen einer gerechten Würdigung der Werke und Taten, ja des ganzen Wesens eines genialen Menschen Abbruch tut, scheinen überflüssig. Für die Erbauung und Begeisterungsfähigkeit der Menschheit ist es überaus wichtig, daß sie große Geister kennt, die sie rückhaltlos bewundern, denen sie naheifern, an deren Größe sie glauben kann.

Durch die einfache Klarheit seines Denkens und Fühlens, die natürliche Auffassung und Behandlung des Sittlichen und die besonnene Führung seines Lebens scheint uns nun gerade Goethe das wahre Urbild eines gesunden Genius. Daß er, wie Möbius nachgewiesen hat, recht oft körperlich leidend war, hat für diese Anschauung nichts zu bedeuten, Tatsache ist doch, daß er körperlich und geistig ungewöhnlich rüstig das 83. Lebensjahr erreicht hat. Der Hang zum Mystizismus, den wir noch zu erwähnen haben werden und der schon dem jungen Goethe eigen war, zeigt uns nur, daß dieser klare Geist auch über die dunklen Stellen des Daseins nicht wegsah.

Aber dort, wo Lombroso die sogenannten geistig gesunden Genies aufzählt, fehlt der Name Goethe; denn Goethe gehört nach Lombroso zu den großen Männern, die sich zeitweise Halluzinationen hingaben (vide unten). Die Halluzination oder Vision nun, auf die der italienische Psychiater und viele andere beständig anspielen, überfiel Goethe seiner eigenen Beschreibung nach, als er sein Verhältnis zu Friederike Brion gelöst hatte und nun nach einem letzten schmerzlichen Abschied von Sesenheim fortritt. Die Stelle in „Wahrheit und Dichtung“ lautet: „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert und ich fand mich, dem Taumel des Lebens endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“

So heißt es wörtlich in Goethes „Aus meinem Leben Wahrheit und Dichtung“ und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich aus später zu ersiehenden Gründen einige Worte gesperrt habe drucken lassen, die im Original in gewöhnlicher Schrift wiedergegeben sind.

Auf diese Schilderung, die den Medizinern offenbar ein hinreichend gesichertes Zugeständnis schien, sind die Bemerkungen und Betrachtungen über Goethes Halluzinationen in der Hauptsache zurückzuführen. Es wäre hier höchstens noch zu erwähnen, daß Goethe sich selbst die Fähigkeit zuschrieb, Erinnerungsbildern in wachem Zustande beinahe die Deutlichkeit realer Dinge geben zu können. Der Schritt scheint allerdings klein, der die Gebilde der Vorstellungskraft eines Künstlers mit eigentlichen Halluzinationen verbindet, für die Beurteilung des Geisteszustandes eines solchen mit der Phantasie arbeitenden Menschen ist es aber sehr wichtig zu wissen, ob dieser kleine Schritt wirklich ausgeführt worden ist. Man darf indessen bei solchen Nachforschungen nicht alles, was die Künstler oder andere geniale Menschen von sich ausagen, wörtlich nehmen. Wenn Sokrates z. B. sagt, er befrage von Zeit zu Zeit seinen Dämon, so ist es doch unglaublich naiv, daraus zu schließen, Sokrates habe halluziniert, Sokrates, der nüchterne, beinahe hausbackene. Aber auch diese Naivität ist in vielen psychiatrischen Lehrbüchern und Abhandlungen zu lesen. Muß man es wirklich noch sagen, daß auch große Menschen sich hie und da bildlich auszudrücken belieben! — Die genannte Stelle in „Wahrheit und Dichtung“ scheint nun für Goethe zu bestätigen, daß er wirkliche Halluzinationen gehabt habe. Gestützt auf sie kann Lombroso sagen: „Lassen wir beiseite jene zahlreichen berühmten Männer, welche, wie Adral, Cellini, Goethe, . . . nur auf kurze Momente das klare Licht ihres Verstandes verloren und sich Halluzinationen hingaben,“* und Krafft-Ebing schreibt in seinem Lehrbuche der Psychiatrie: „Hieher — zu der second sight der Hochschottländer — gehört auch die ominöse Erscheinung der eigenen Figur (Goethes hechtgraue Selbstvision, als er nach Drusenheim ritt).“ Auch Möbius erwähnt (in seinem Buche „Das Pathologische an Goethe“) diese Halluzination kurz, allerdings ohne sie eingehend zu besprechen. Ich könnte noch eine ganze Reihe Bemerkungen aus verschiedenen Abhandlungen erwähnen, die zeigen, daß die in „Wahrheit und Dichtung“ erzählte Vision Goethes eben ohne Einschränkung geglaubt wird. Ich habe absichtlich nur die drei Namen Lombroso, Krafft-Ebing und Möbius genannt, weil ich nicht ermüden möchte und andererseits glaube, daß die entsprechenden Schriften dieser drei Autoren die meiste Verbreitung gefunden haben dürften.

Aus der sogenannten halluzinatorischen Veranlagung Goethes werden denn auch Schlüsse auf seine Dichtkunst gezogen. Seine „wunderbar plastische Darstellung“ soll mit dieser Eigenschaft in einem direkten

* Daß eine einmalige Halluzination unter besonderen Umständen noch nicht als das sichere Zeichen einer Geisteskrankheit aufzufassen ist, darf hier nicht verschwiegen werden.

Zusammenhänge stehen. Hier möchte ich trotz der Überzeugung, Widerspruch bei den Leuten zu erregen, die Goethe als das in jeder Hinsicht unerreichbare Ideal eines Dichters hinstellen, bemerken, daß mir viele Dichter bekannt sind, die ungleich plastischer zu gestalten verstanden haben als Goethe, ja daß mir die spezifisch bildnerische Kraft seiner Werke nicht besonders auffallend scheint. Das ist freilich meine subjektive Ansicht, die ich hier nicht näher begründen will, der Wert des Plastischen in der Dichtung wird aber in der heutigen Zeit überhaupt maßlos überschätzt; es gibt Gedichte Byrons, die nichts sind als in Worte gegossene Leidenschaft ohne eine Spur von bildnerischer Anschaulichkeit (and wilt thou weep when I am low? und andere) und die doch das Wirkungsvollste an Lyrischer Poesie bedeuten, und Schiller hatte gar wenig vom bildenden Künstler in sich, aber seine Dramen leben.

Ich erwähne auch noch, daß Krafft-Ebing den Erlkönig Goethes „ein treffliches Beispiel für die Verwertung der Halluzinationen in der Dichtkunst“ nennt. Im Erlkönig handelt es sich aber gar nicht um Halluzinationen, sondern um Illusionen, wie der Vater des fiebernden Knaben viel besser weiß. — „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ — „Es scheinen die alten Weiden so grau.“ — „In dürren Blättern säuselt der Wind.“ —

Wir beanspruchen nun für uns und jedermann das Recht, zu bezweifeln, daß Goethe die von ihm geschilderte Halluzination überhaupt gehabt hat, und der Dichter gibt uns die Freiheit, die Wahrheit seiner eigenen Aussage in Frage zu ziehen, da er sein Lebensbekenntnis ausdrücklich als „Wahrheit und Dichtung“ bezeichnet. Es scheint freilich bequem, alles, was einem in diesem so überaus wahren Buche nicht paßt, als „Dichtung“ und nur das uns genehme als „Wahrheit“ anzusehen; aber irgend etwas aus diesem Werke ununtersucht zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtungen und Behauptungen zu machen, ist anfechtbar, ja tadelnswert. Ich könnte hier ganz ruhig schließen und die Gegner bitten, erst den Wahrheitsbeweis zu erbringen, was ihnen kaum gelingen dürfte. Ich weiß aber auch, daß ich so niemand von meiner Auffassung überzeugen könnte und sehe mich daher genötigt, einige weitere Schritte zu tun.

Die Erscheinung, die Goethe erzählt, hat ein ganz bestimmtes Gepräge, und Krafft-Ebing hat vollkommen Recht, wenn er sie mit der second sight der Hochschottländer vergleicht. Der Dichter sah sich „in einem Kleide, wie er es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold“ und fügt bei: „Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen.“ Goethe sah also, kurz gesagt, in

diesem Momente voraus, was in acht Jahren wirklich geschehen ist. Das ist kein einfaches Halluzinieren mehr, das ist Hellseherei, und die Forscher, die kritiklos an die Wahrheit der geschilderten Erscheinung glauben, verpflichten sich damit auch zu glauben, daß Goethe in diesem Momente ein Ereignis, das in acht Jahren wirklich eintrat, sehen konnte. Mit anderen Worten, die genannten Gelehrten halten also das Hellsehen für eine Tatsache. Ich zweifle nicht daran, daß sie sich für diese Zumutung sehr bedanken und etwa sagen werden, der alte Goethe hätte die Erscheinung, die er als junger Mann gehabt, seinen Neigungen gemäß mit einigen Beigaben ausgerüstet, die ihr den Charakter einer geheimnisvollen Vorahnung verleihen sollten: die Kleidung des Gespenstes hechtgrau mit etwas Gold und die acht Jahre Alterszulage werden mir also bedingungslos ausgeliefert. Übrig bleibt von der Erscheinung ein Goethe zu Pferd, Alter ungewiß, Kleidung fraglich, der dem jungen nach Drusenheim reitenden leibhaftigen jungen Goethe entgegenkommt. Wir lassen in Gedanken dieses Restgespenst für das andere besser ausgestattete, aber unmögliche an der bewußten Stelle in „Wahrheit und Dichtung“ eintreten und sehen sofort, daß sie jede Bedeutung, ja jeden Sinn verliert.

Hätte Goethe uns einfach mitteilen wollen, daß er in seinem damaligen Zustande großer Gemütsregung halluziniert habe, dann hätte er zweifelsohne das Außergewöhnliche, Krankhafte der an und für sich bedeutungslosen Halluzination besonders hervorgehoben. Goethe wollte aber offenbar etwas ganz anderes. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist“, so spricht der alte Dichter von der Zeit, die dem Bruche mit der Geliebten voranging. Das Gefühl der Beschämung, das die notwendig gewordene Lösung seines Verhältnisses zu der lieblichen Friederike mit sich brachte, beherrscht den alten Goethe noch so, daß er sich der Tage nicht zu erinnern vorgibt. Der Leser empfindet die kleinliche Erbärmlichkeit der Situation nicht minder peinlich. Daß dem jungen Goethe die Hoffnung auf ein späteres Wiederkommen beim Abschied vorschwebt, darf wohl angenommen werden und daß sich dieser versöhnende Gedanke, als er nun einsam weiterritt, zu einem Bilde „für die Augen des Geistes, nicht des Leibes“ verdichtete, ist bei einem Dichter selbstverständlich. Die Erinnerungen an diesen Wunsch beim Scheiden und an die tröstliche Wirklichkeit eines Wiedersehens nach acht Jahren finden in der Erscheinung des Zurückreitenden eine wunderbare Wiedergabe, die Handlungsweise des scheinbar so empörend gleichgültigen Treulosen wirkt weniger verlegend, die peinliche Stimmung ist gebrochen. „Das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war ge-

mildert und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“

Der Leser empfindet diese Beruhigung, diese Befreiung aus einer beängstigenden Schwüle lebhaft mit. Man findet nicht leicht in der Literatur ein feineres künstlerisches Mittel, einen unangenehmen Eindruck rasch auszulöschen als diese geheimnisvolle Erscheinung aus der Zukunft in Goethes „Wahrheit und Dichtung“. Dies nicht gefühlt zu haben ist Leuten, die sich berufen glauben, über Kunst und Künstler zu schreiben, als Mangel an der zu solchen Studien notwendigen Empfindlichkeit der Seele anzurechnen. Daß der alte Goethe sich durch diese Stelle als Mystiker, der an das zweite Gesicht glaubt, entpuppt, mag man aus dem Einfluß seines Zeitalters oder wie man will, entschuldigen, wenn man eine Entschuldigung überhaupt für nötig hält. Mögen ihn, dessen tiefgedachte Sprüche in Abgründe hinunterleuchten, deren Existenz man gegenwärtig gerne verneinen möchte, um seines Mystizismus willen die klugen Menschen tadeln — die so flach sind, daß sie auch anderswo nur Flächen wahrzunehmen vermögen. Die Spiritisten von heutzutage, die die Halluzination Goethes ruhig als einen Beweis der second sight für sich beanspruchen, denken immer noch viel logischer als die Gelehrten, welche an die Erscheinung in Hechtgrau mit Gold als an eine krankhafte Ausgeburt der Phantasie glauben, aber die notwendigen Konsequenzen nicht ziehen dürfen und nicht ziehen können.

Diese Überlegungen scheinen mir für die Auffassungen, die man von der betreffenden Stelle in „Wahrheit und Dichtung“ haben kann, maßgebend, ich möchte aber doch noch beifügen, daß der geschilderten Vision auch noch etwas fehlt, was für solche Zustände des Geistes charakteristisch ist, nämlich der Eindruck der klaren, unter Umständen grauenhaft klaren Wirklichkeit für den Schauenden. Jeder, der schon aus einem Traume aufgewacht, die Schreckgestalten seiner Phantasie auch nur einen Augenblick lebhaftig in seinem Zimmer hat stehen und sich bewegen sehen, weiß, was ich damit meine. Solche Halluzinationen sind keine Träume, sie sind für den, der sie erlebt, ebenso sichere Wirklichkeit wie die andern Wesen und Gegenstände, die er vor sich sieht und die auch andere sehen. Goethe aber spricht von „einer der sonderbarsten Ahnungen“, von einem „Schauen, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes“, von dem „Ausschütteln aus einem Traume“, davon, daß ihm „geträumt“ habe und schließlich von einem „wunderlichen Trugbild“. Dieser letzte Ausdruck, obwohl auch unbestimmt genug, ist der einzige, der eine Halluzination charakterisieren könnte; charakteristisch wären auch die bestimmten Angaben über Farbe und Art der Kleidung, sie sind aber hinfällig, weil sie, wie oben angeführt, dem Zwecke einer Mystifizierung des Lesers dienen.

Die von dem Dichter für die Schilderung seines Zustandes gewählten Worte sagen also ebenfalls, daß es sich um den unbestimmten, vorahnenden Traum eines späteren Wiederkommens und nicht um eine eigentliche Vision gehandelt hat.

Ich kann in meiner Beweisführung nicht weiter gehen. Ein Mensch, der ohne das Beisein anderer Personen eine Halluzination hatte, ist auch der einzige Zeuge dieser Halluzination. Wenn man Goethe über den wahren Sachverhalt gefragt hätte, er würde wohl geheimnisvoll gelächelt haben. Ich weiß nicht, ob er je darüber gefragt wurde, er hätte wohl auch über den Trager gelächelt. —



Ein Schicksal.



„Hat einer der Herren noch etwas zu fragen?“ —

Der Oberst sah mit kritischem Blicke an der Reihe der zum Befehlsempfang und zur Aufklärung über die feindlichen Ziele vor ihm unbeweglich auf den Pferden sitzenden Offiziere hinauf. Niemand regte sich.

„Dann bitte, eintreten.“

Schweigend legten alle wie auf Kommando die Hand an die Mützen und galoppierten dann zu der Batterie zurück, die, zum Inspektionschießen bereit, in gedeckter Stellung hinten am Wege wartete.

Der Batteriechef gab kurz seine Befehle, die Geschütze wurden geladen, die Kanoniere saßen auf und langsam setzte sich die Masse von Menschen, Pferden und Fuhrwerken in Bewegung.

„Batterie Trab!“

Schon tauchte auf einige hundert Meter Entfernung die Bodenerhöhung auf, wo Stellung bezogen werden sollte. Der Säbel des Hauptmanns blitzte kreisförmig durch die Luft. Jetzt galt's Ernst!

„Batterie Galopp!“

Klatschend fielen die kurzen Lederpeitschen der Fahrer auf die Pferdeleiber, in langen Sprüngen setzten die Tiere an, die Geschütze rasselten, die Geschirre klirrten, krampfhaft hielten sich die Kanoniere auf den Progen und den Trittbrettern fest und in voller Karriere ging's dahin über Stock und Stein und Löcher und Gräben. Das Vorder sattelpferd des zweiten Caissons stolperte und begrub im Stürzen den Fahrer unter sich. Man ließ sie liegen. Vorwärts, nur vorwärts.

„Batterie halt! In Batterie!“